

## Geld muss arbeiten

Es war an einem Montag, genauer gesagt am 4. Mai, im Morgengrauen, als Felix Blum beschloss, reich zu werden.

Ein Frühlingsgewitter hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Draußen rauschte und prasselte es. Ein Blitz warf giftige Schatten an die Wand, gefolgt von einem wütenden Donnerschlag. Richtig unheimlich war es im Zimmer. Felix fröstelte. Er ging ans Fenster, zog den Vorhang zurück und blickte in den Wolkenbruch hinaus. Im Schein der Straßenlampe sah er, dass sich die Terrasse unten in einen Stausee verwandelt hatte. Ein breiter Bach ergoss sich quer über den Rasen und verschwand unten am Hang in der Weißbuchenhecke. Die Glocke der Stadtkirche schlug fünf Mal. Felix warf sich wieder aufs Bett und horchte in den Regen hinein.

Um wieder einschlafen zu können, versuchte er es mit einem Zahlentrick. Er sagte sich die Abfahrtszeiten der Züge in Richtung Kreisstadt auf, das hatte schon manchmal ganz gut funktioniert: 6.28 Uhr, 6.58, 7.28, 7.58, 8.34 Uhr. Aber nach 9.34 Uhr verlor er den Faden und wechselte zu den Primzahlen. Das sind solche Zahlen, die man nur durch 1 oder sich selbst teilen kann. Niemand wisse genau, wie viel Primzahlen es gebe, hatte Herr Löwenstein, Felix' Mathematiklehrer, erzählt. Immer mal wieder würden neue entdeckt. Seither träumte Felix davon, selbst einmal eine Primzahl zu entdecken. Leise murmelte er vor sich hin: »1, 2, 3, 5, 7, 11, 13, 17, 19, 23, 29, 31, 37, 41, 43, 47, 49 ...« Dann fiel ihm ein, dass man 49 ja durch 7 teilen kann, und er gab auf.

In seinem Kopf herrschte Durcheinander, das ließ sich nicht bestreiten. Gestern, am Abendbrottisch war es gewesen, da hatten seine Eltern ihm nebenbei eröffnet, dass sie dieses Jahr nicht in den Sommerurlaub fahren würden. Einfach so. Weil kein Geld da war. »Du musst den Tatsachen ins Auge sehen«, hatte seine Mutter gesagt. »Wir können uns die Fahrt nicht leisten. Kein Geld. Basta. Andere Familien bleiben auch daheim in den Ferien.«

Dann hatten sie ihm noch erzählt von dem neuen Auto, das sie demnächst brauchen würden, und vom Dach des Hauses, das repariert werden müsse. Sein Vater meinte, sie könnten den Urlaub ja vielleicht im nächsten Jahr nachholen. So ein Quatsch! »Sparen, sparen, immer nur sparen in dieser idiotischen Scheißfamilie«, hatte er seinem Vater ins Gesicht geschrien. Dann war er in sein Zimmer gerannt und hatte sich eingeschlossen.

Felix Blum fand seine Eltern eigentlich ganz passabel. Jedenfalls waren sie nicht wesentlich schlechter als andere Eltern, die er kannte. Aber einen Fehler hatten sie: Sie machten einen furchtbaren Wirbel ums Geld. Immer war nicht genug da und immer gab es Streit darum. Das war so, seit sich Felix erinnern konnte. Fast kein Tag verging, an dem seine Eltern sich nicht gegenseitig vorwarfen, dass das Geld nicht reiche. »Das können wir uns nicht leisten« war der Lieblingssatz seines Vaters. »Würdest du dich mehr um die Haushaltskasse kümmern, dann *könnten* wir es uns leisten«, gab dann seine Mutter zurück. Alles endete meist damit, dass die beiden sich anschrien, und häufig bekam auch Felix sein Fett weg. »Glaubst du, wir haben einen Goldesel im Keller?«, schnauzte ihn die Mutter an, wenn er sich ein Loch in die Hose gerissen hatte. Die Luft im Haus war vergiftet, und Felix

kam sich vor wie der überflüssigste Mensch auf der Welt, wenn seine Eltern so stritten.

So auch jetzt. Es war nicht nur die Enttäuschung darüber, dass er in den Ferien zu Hause bleiben musste. Felix hatte das sichere Gefühl, angelogen zu werden. Denn sechs Wochen vor Ferienbeginn eine Urlaubsreise absagen, das brachten normalerweise selbst seine Eltern nicht fertig. Und das Ganze nur, um irgendwann ein neues Auto zu kaufen oder das Dach zu reparieren? Eine innere Stimme sagte ihm: An dem plötzlichen Sinneswandel seiner Eltern stimmte etwas nicht. Felix hasste es, ein überflüssiger Junge von zwölf Jahren zu sein, über dessen Kopf hinweg die Erwachsenen ihre Entscheidungen trafen. Man müsste auf eigenen Füßen stehen und selbst Geld verdienen. Und zwar so viel, dass man nie wieder den Satz zu hören bekam: Das können wir uns nicht leisten.

Draußen war das Unwetter weitergezogen. Der Donner grummelte noch in der Ferne, aus dem Wolkenbruch war ein gleichmäßiger Regen geworden. Der Gedanke an das eigene Geld hatte sich in Felix' Kopf festgesetzt. Er spürte einen mächtigen Trotz in sich, so wie damals, als er zum ersten Mal in seinem Leben vom Dreimeterbrett ins Schwimmbaden gesprungen war, obwohl unten die halbe Klasse darauf gewartet hatte, dass er mal wieder beschämt die Leiter hinuntersteigen würde, weil er sich nicht traute.

Felix wollte reich werden. Wer reich war, war auch stark. Und frei. »Hast du was, bist du was«, sagte sein Vater immer.

Und warum sollte ein Junge von zwölf Jahren eigentlich nicht aus eigener Kraft reich werden können? Sein Vater hatte ihm von berühmten Leuten erzählt, die schon mit achtzehn eine Firma besaßen oder, wie zum Beispiel Wolfgang Amadeus Mozart,

mit zwölf eine Oper komponiert hatten. Im Grunde war es also höchste Zeit, dass er damit anfang.

Felix stand auf und ging zum Kleiderschrank. Von dort holte er seine geheime Schatzkiste. Das war eine alte, zerfledderte Schuhschachtel, schief und an den Kanten zehnmal mit Klebestreifen geflickt. Darin bewahrte er all die Dinge auf, die ihm sehr wichtig waren: einen Seestern, das Foto einer Dampflokomotive aus Amerika, Taschenmesser, Kompass, Trillerpfeife, eine Tüte mit dem ersten Milchzahn, der ihm seinerzeit in einem Brötchen stecken geblieben war. Dazu sein Tagebuch und – Geld. Der Zwanzigeuroschein, den ihm sein Vater am Monatsersten immer als Taschengeld gab, der kam da hinein.

Felix zählte genau 234 Euro und 37 Cent. Das war mehr, als er erwartet hatte, aber natürlich längst kein Reichtum. Was konnte er damit anfangen?

Eine Schuhschachtel sei kein Ort, um Taschengeld aufzubewahren, sagte sein Vater immer. »Geld muss man anlegen, damit es arbeiten kann.« Ein Junge in seinem Alter brauche ein Sparbuch – das bringe Zinsen\* und außerdem sei das Geld sicher für den Fall, dass Einbrecher kämen. Felix fand die Ratschläge seines Vaters immer lästig. Wozu ist Geld gut, wenn es auf einem Sparbuch liegt, also gar nicht richtig da ist? Geld muss man anfasseln können, fand er. Überhaupt war sein Vater in Gelddingen doch wohl ein schlechtes Vorbild.

Trotzdem wollte ihm dieser eine Satz, den sein Vater gesagt hatte, nicht mehr aus dem Kopf: *Geld muss arbeiten!*

»Gut«, sagte Felix laut. »Ich werde reich werden. Die sollen sich noch alle wundern.«

\* Mit einem Sternchen gekennzeichnete Wörter sind am Ende des Buches kurz erklärt.

Allerdings hatte er keine Ahnung, wie er das anfangen sollte. Immerhin hatte er einen Beschluss gefasst. Und das war ja schon mal was. Wenn Geld das Problem seiner Familie war, dann würde er dieses Problem eben lösen. Irgendwie. Den Beschluss wollte er fürs Erste streng geheim halten; sie würden ihn ja sonst nur auslachen. Man würde sehen.

Draußen war es schon hell, die Amseln trällerten und irgendwo setzte jemand scheppernd sein Auto in Gang. Felix war ziemlich zufrieden mit sich, als er noch einmal einschlief.

\*

Eigentlich hatte Felix erwartet, dass seine Eltern beim Frühstück noch einmal etwas wegen des Urlaubs sagen würden, mindestens jedoch rechnete er mit einem Anpiff wegen seines Abgangs gestern Abend. Aber nichts dergleichen geschah. Sie taten, als sei nichts gewesen. Sie saßen am Frühstückstisch, hatten den *General-Anzeiger* unter sich aufgeteilt und lasen.

»Guten Morgen, Papa, guten Morgen, Mama«, sagte Felix.

»Guten Morgen, Felix«, murmelten beide.

Felix machte sich einen kalten Kakao, strich sich ein Marmeladenbrot und kaute schweigend. Nach einer Weile sagte er ganz beiläufig: »Papa, ich will ein Sparbuch haben.«

»Hhmmh.«

»Gerold, hast du gehört, was dein Sohn gesagt hat? Vielleicht lernt er ja jetzt, mit Geld umzugehen. Im Gegensatz zu dir.«

»Ja, ja, komm nach der Schule bei mir in der Redaktion vorbei, dann gehen wir schnell zusammen zur Bank.«

Das war alles, was sein Vater sagte. Er verschwand gleich wie-

der hinter der Zeitung. Ein merkwürdiges Verhalten. Er wunderte sich nicht, dass es seinem Sohn plötzlich wichtig war, ein Sparbuch zu besitzen, er überhörte die Spitze seiner Frau und las einfach weiter. Da stimmte wirklich etwas nicht. Felix beschloss, wachsam zu sein.

Eigentlich hätte Felix' Vater in Gelddingen gut Bescheid wissen müssen, schon wegen seines Berufs. Gerold Blum war Journalist beim Schönstädter *General-Anzeiger* und dort für all die Artikel zuständig, die mit Banken, Fabriken, Geld und so etwas zu tun haben – er leitete den Wirtschaftsteil\* der Zeitung. Nur leider führte sein Wissen über Geld nicht dazu, dass sie zu Hause mehr davon hatten. »Du könntest ruhig die klugen Dinge, die du schreibst, auch mal für deine Familie einsetzen«, sagte Felix' Mutter immer, wenn es mal wieder Streit gab.

Herr Blum arbeitete im zweiten Stock des *General-Anzeiger*-Hauses am Kartoffelmarkt. Hier, auf dem größten Platz des Städtchens, wurden wirklich Kartoffeln verkauft, allerdings nur samstags, denn dann war hier Wochenmarkt. Außerdem gab es auf dem Platz zwei Telefonzellen und ein Parkhaus, das die eine Hälfte der Schönstädter am liebsten abreißen wollte, weil sie es so hässlich fand; die andere Hälfte aber stellte dort zum Einkaufen ihr Auto ab, weshalb das Parkhaus wohl auch noch in vielen Jahren dort stehen würde. Neben dem Parkhaus führte eine schmale Treppe den Kirchberg hinauf. Dort, hinter einem kleinen Lindenwäldchen, machte sich die alte, behäbige Schönstädter Stadtkirche aus dem 15. Jahrhundert breit. Direkt daneben war das Kant-Gymnasium, wo Felix die Klasse 6a besuchte. Die Stufen der Kirchbergtreppe waren so flach, dass man mit einem guten Fahrrad und ein wenig Geschick hinunter zum Kartoffelmarkt brettern konnte. Das war zwar verboten, aber es machte

Felix umso mehr Spaß. Es war der normale Weg für ihn, wenn er seinen Vater besuchte.

Das alte Verlagshaus des *General-Anzeigers* war aus rotem Sandstein gebaut und schon über hundert Jahre alt. Über dem Eingang trugen zwei steinerne Engel einen prächtigen Giebel. »Das sind unsere Musen«, pflegte Felix' Vater zu sagen. »Sie küssen uns und dann haben wir gute Ideen.« Felix wusste nicht genau, was Musen waren, aber er stellte es sich schön vor, von einem Engel am Computer geküsst zu werden.

Unten im Erdgeschoss des *General-Anzeiger*-Hauses war die Geschäftsstelle des Verlages. Dort konnte man die Zeitung abonnieren, sich beschweren, wenn die Journalisten etwas Falsches geschrieben hatten oder wenn die Zeitung morgens nicht pünktlich zum Frühstück da war, weil die Austrägerin mit Grippe im Bett lag. Man konnte dort auch Annoncen\* aufgeben. Wenn zum Beispiel jemand umziehen wollte, dann annoncierte er unter der Rubrik *Wohnungsmarkt*: »Schöne 3-Zi.-Whng. in Schönst. u. Umg. ges.« oder so ähnlich. Andere gaben bekannt, dass sie ihr Auto verkaufen wollten, dass sie heiraten würden oder dass Tante Elly gestorben war. Außerdem konnte man in Schaukästen die neueste Ausgabe des *General-Anzeigers* lesen, die dort mit Reißzwecken angeheftet war. Es gab Leute, die waren zu geizig, um 1,40 Euro für die Zeitung auszugeben; die konnte man dann mit einem kleinen Block vor den Schaukästen stehen sehen, wie sie die Ergebnisse der Handball-Bezirksliga abschrieben.

Eines der schönsten Dinge im *General-Anzeiger*-Haus war der Aufzug, fand Felix. Es war nämlich kein gewöhnlicher Aufzug, sondern ein Paternoster – der einzige in Schönstadt. Wie immer, wenn er seinen Vater in der Redaktion besuchte, stieg Felix im

Erdgeschoss ein, fuhr hinunter zum Keller, wo an der Wand das Schild hing: *Bitte aussteigen. Weiterfahrt ungefährlich*. Er erschauerte ein bisschen, als die quietschenden Zahnräder des Laufwerks in der Düsternis an ihm vorbeizogen, ließ sich von der Gondel wieder hinauftragen und stieg im zweiten Stock aus. Dort stieß er eine Milchglastür auf und stand vor einem großen Schreibtisch, hinter dem eine Dame mit sehr roten Locken und zwei sehr großen Ohrringen saß. Das war Carola Marcks, die Sekretärin der Wirtschaftsredaktion.

»Grüß dich, Felix. Schön, dich auch mal wieder zu sehen«, sagte Frau Marcks und strahlte über das ganze Gesicht. Das tat sie eigentlich immer. Felix hatte Frau Marcks überhaupt noch nie mit schlechter Laune gesehen. Vielleicht lag das daran, dass sie nicht verheiratet war und deshalb mit keinem Mann und keinem Kind das Anschnauzen hatte üben können. Felix mochte Frau Marcks, er mochte auch den Geruch von Papier, Staub, Parfum und Bohnerwachs in der Redaktion. Hier fühlte er sich zu Hause.

Felix öffnete die Tür mit der Aufschrift *Gerold Blum Wirtschaftsredaktion*, und es bot sich ihm der gewohnte Anblick: Den Boden hatte sein Vater gleichmäßig mit zerlesenen Zeitungen bedeckt, die Füße lagen auf dem Schreibtisch, zwischen Schulter und Ohr war der Telefonhörer geklemmt; auf den Knien lag ein Schreibblock, in den er etwas hineinkritzelte. Herr Blum nannte das »recherchieren« – das heißt, er telefonierte mit irgendwelchen wichtigen Leuten, schrieb auf, was sie sagten, und machte daraus einen Artikel.

»Hm, hm, hmm«, brummte Herr Blum. Und dann noch einmal: »Hm, hm, hmmm. Also, Sie sind ganz sicher, dass das Fischsterben im Krebsbach nichts mit *Pulp und Co* zu tun hat? Aber wo sollten die Schadstoffe denn sonst herkommen – aus unserer

Druckerei vielleicht?« Jetzt schlug er jenen ironischen Ton an, den Felix an seinem Vater überhaupt nicht leiden konnte. »Ja, Herr Doktor Schacht. Die sind gemessen worden. Vom Gewerbeaufsichtsamt.« Er verdrehte die Augen und bekam eine ganz schmale Unterlippe. »Hören Sie, Herr Doktor Schacht, der *General-Anzeiger* lässt sich nicht unter Druck setzen. Selbstverständlich werde ich den Artikel drucken, sobald wir alle Fakten ganz genau überprüft haben. Notfalls auch ohne Ihre Stellungnahme. Auf Wiederhören, Herr Doktor Schacht.« Und mit einem tiefen Seufzer warf Herr Blum den Hörer aufs Telefon.

»Tag, Felix, hast du schon zu Mittag gegessen?«, sagte er zur Begrüßung.

»Ja«, log Felix. »Du, Papa, was ist mit den Fischen im Krebsbach los?«

»Hast du noch nicht davon gehört, das Fischsterben unterhalb der Stadt?«

Nein, davon hatte Felix noch nichts gehört. Der Krebsbach entsprang oben, jenseits des Schönstädter Forsts, durchfloss zuerst die Altstadt und danach ein Industriegebiet. Und dort war die Papierfabrik *Pulp und Co.* Wenn er die passiert hatte, war der Krebsbach nicht mehr besonders sauber. Sein Wasser sah braun aus und es stank. Trotzdem lebten noch Fische in der trüben Brühe.

»Unten, an der Schleuse, sind Dutzende toter Forellen angespült worden. Im Wasser hat man erhöhte Schadstoffwerte gemessen, höher als erlaubt. Das kann nur *Pulp* gewesen sein.«

»Wirst du das morgen schreiben, Papa?«

»Morgen nicht, aber sobald ich alle Fakten zusammenhabe. Komm, lass uns gehen.« Sein Vater stopfte sich den Rest eines

Käsebrötchens in den Mund. »Ich bin mal eine halbe Stunde weg«, nuscelte er Frau Marcks zu, dann stiegen sie in den Paternoster und fuhren ins Erdgeschoss.

Gleich links neben dem *General-Anzeiger*-Haus auf dem Kartoffelmarkt war das *Rialto*, die Eisdielen von Giuseppa Giampieri. Im Sommer gab Felix ungefähr die Hälfte seines Taschengeldes dort aus. Das lag vor allem an dem sagenhaft guten Nusseis, das Frau Giampieri selbst herstellte, ein bisschen aber auch an deren Tochter ... Sie hieß Gianna, war zwölf Jahre alt und ging in Felix' Klasse. Felix fand Gianna lustig, hübsch und furchtbar schnippsch, leider schien sie sich nur für ältere Jungen zu interessieren wie die ganzen anderen Mädchen in seiner Klasse.

Nach dem *Rialto* kam die *Kreditbank*. Felix und sein Vater betraten die Schalterhalle.

»Aha, heute mit dem Herrn Sohn«, rief ihnen ein Mann hinter dem Schalter zu. Das war Ingo Fischer, der Leiter der Bankfiliale. »Felix, bist du aber groß geworden! Hör bloß bald mit Wachsen auf, sonst stößt du an der Decke an und wir müssen eine neue Schalterhalle bauen. Na, womit kann ich euch beiden denn dienen?«

Felix hasste Anspielungen auf seine Körpergröße, die sich die Erwachsenen offenbar nie verkneifen konnten. Denn er musste sich dann vorstellen, wie das wäre, wenn er wirklich so groß würde, dass er überall an die Decke stieß. Felix legte einen braunen Umschlag mit seinen 234 Euro auf den Banktresen und versuchte, dabei nicht mürrisch auszusehen.

»Ich möchte gerne ein Sparbuch!«, sagte er.

»Sehr vernünftig«, meinte Herr Fischer gönnerhaft.

»Wie viel Zinsen gibt es denn auf so einem Sparbuch?«

»Das kommt darauf an. Ein ganz normales Sparbuch bringt